

HANS WINKLER · WIEN

## WIE ARM MUSS DIE KIRCHE, WIE REICH DARF SIE SEIN?

«Die zwei Gesichter der Kirche» lautete kürzlich der Blatt-Aufmacher einer auflagenstarken österreichischen Regionalzeitung. Dazu sah man ein Bild des Papstes, der dekorativ neben einem alten Renault R 4 aus den Achtzigerjahren steht, den er gerade geschenkt bekommen hat, aber selbstverständlich nie benutzen wird. Ein zweites Bild zeigte Bischof Franz-Peter Tebartz-van Elst wie er gerade aus einem Auto einer deutschen Premium-Marke steigt, das anscheinend sein Dienstwagen ist. Mit der Collage wird unübertrefflich anschaulich gemacht, was wir wochenlang zu hören und sehen bekamen und was angeblich ein authentisches Bild der Kirche ist: Hier der «Protzbischof», dort der Papst, der die Armut predigt und lebt.

Dass sich der ganze «Furor der Medien» gegen Tebartz-van Elst gewandt hat, gestand ausgerechnet sein schärfster Gegner, ein Kommentator der Frankfurter Allgemeinen Zeitung ein. Tebartz-van Elst ist jedenfalls nicht der große Skandalfall der Kirche, als der er in Deutschland und Österreich hochgespielt wurde, sondern ein bedauerliches Beispiel dafür, dass auch ein Bischof manchen Versuchungen erliegen kann, denen man in einem hohen Amt ausgesetzt ist.

Aber auch ohne Limburg stand das Thema Armut in der Kirche auf der Tagesordnung schon bevor es der jetzige Papst zu seinem programmatischen Markenzeichen gemacht hat. Er folgt darin übrigens seinem Vorgänger Benedikt XVI., der sich zwar nicht so gut auf publikumswirksame Gesten verstand, aber in seiner berühmten, ebenso häufig wie absichtsvoll missverstandenen Freiburger Rede über die «Entweltlichung» gesagt hat: «Die von materiellen und politischen Lasten befreite Kirche kann sich besser und auf wahrhaft christliche Weise der Welt zuwenden». Bei manchem überschwänglichen Lob für Franziskus meint man eine Revanche an Benedikt herauszuhören, dem man wegen seiner intellektuellen Überlegenheit und menschlichen Redlichkeit nicht am Zeug flicken kann.

Jedenfalls kann man an den Appellen von Papst Franziskus nicht vorbeigehen. «Papst Franziskus hat das Thema Armut der ganzen Kirche mit Nachdruck auf den Tisch gelegt», formuliert es der Diözesanbischof von

*HANS WINKLER, geb 1942, ist freier Journalist in Wien und Kolumnist der Tageszeitung «Die Presse».*

Graz-Seckau, Egon Kapellari «und wir dürfen es nicht mit Interpretationskünsten wegreden [...] Wir sollten zuerst einmal fragen: Was heißt Armut für mich, für jeden von uns konkret? Kann ich über soziale Gerechtigkeit in Österreich und global glaubhaft reden, wenn ich nicht zugleich bereit bin, meine privaten Mittel, die auch ein Priester hat, sozial einzusetzen? [...] Darüber hinaus müssen wir als Christen aber beharrlich an einer Verbesserung wirtschaftlicher und sozialer Strukturen im Dienst von Gerechtigkeit und auch Liebe mitarbeiten. [...] Freilich braucht man dazu nicht nur viel Idealismus und Altruismus, sondern auch viel ökonomische Sachkompetenz. Gut gemeint muss da nicht schon gut sein.»<sup>1</sup>

Von welchen materiellen Lasten sollte sich, kann sich die Kirche überhaupt befreien, wie Papst Benedikt ihr geraten hat? Der Grazer «Obdachlosenpfarrer» Wolfgang Pucher empfiehlt allen Ernstes, «die Prunkgebäude, sogar die Kirchen zu Museen zu machen oder dem Staat zu überantworten» und sich in «einfache Gebetsräume zurückzuziehen». Das Wort vom Rückzug ist ihm wohl nur unterlaufen; es ist dennoch verräterisch. Der «Staat» hat aber nicht die geringste Lust und auch nicht die Mittel, kirchliche Gebäude in größerer Zahl zu übernehmen – sei es geschenkt oder durch Kauf –, am allerwenigsten Kirchen. Der Pfarrer würde sich wundern, wenn er an der diskreten Privatbank vorbeikommt, die früher einmal das Bischofshaus und an der Moschee, die früher einmal der Grazer Dom gewesen ist. Er würde sich auch wundern, wie bitter man der Kirche ihre Kultur- und Geschichtsvergessenheit vorhielte.

Der Präfekt der Glaubenskongregation, Erzbischof Gerhard Ludwig Müller relativiert den Ruf nach einer armen Kirche deutlich, wenn er darauf hinweist, dass die Kirche zur Erfüllung ihrer Sendung auch ausreichende materielle Mittel braucht. Als Beispiele nennt er die Bildungseinrichtungen und das Gesundheitswesen. Wenn Diözesen oder Orden etwa Schulen führen, «weiß jeder, dass dazu auch nötige Geldmittel Voraussetzung sind». Freilich dürfe das nicht bedeuten, «sich durch Reichtum einen Vorteil zu verschaffen oder irgendwelche Repräsentationen unserer selbst darzubieten».<sup>2</sup>

Ihren Rechtsstatus in Deutschland und Österreich wird die Kirche relativ leicht verteidigen können – und mit guten Gründen. Der Staat erhält von der Kirche generell gesagt, mehr zurück als er ihr gibt. Die kirchlichen Spitäler werden durch die Bank besser und wirtschaftlicher geführt als die in öffentlicher Hand. Allein durch die Erhaltung kirchlicher Gebäude verdient der Staat mehr an Mehrwertsteuer, als er an Subventionen zahlt. Und immer noch darf die Kirche von sich sagen, dass sie der Gesellschaft unschätzbare immaterielle Dienste leistet wie sonst niemand.

Aber damit ist die Frage, was dann das Postulat, arm zu sein, für die Kirche bedeuten soll, nicht beantwortet. Was hat es mit der «armen Kirche für die Armen» auf sich, wofür der Papst ausgerechnet in Europa viel Applaus bekommt, wo die Armen verglichen mit der dritten Welt nicht wirklich arm

sind? Wahrscheinlich dreiviertel aller katholischen Diözesen auf der Welt sind tatsächlich so arm, dass sie nur mit Zuschüssen von den «reichen» Diözesen in Europa und der übrigen industrialisierten Welt überleben und ihre Aufgaben erfüllen können. Kaum ein Missionar in Lateinamerika oder Afrika, der nicht seine Nächte damit verbringt, genaue Abrechnungen der Spendengelder an Misereor in Aachen oder auch an das bischöfliche Ordinariat nach Linz zu erstellen. Würden sich die Kirchen im Westen arm an materiellen Mitteln machen, hätten sie sehr schnell nichts mehr für die echten Armen. Nichts wäre den Feinden und Verächtern der Kirche übrigens lieber. Kapellari hat die Aufforderung des Papstes in die Faustregel umgemünzt, die Güter, die man hat, zu teilen. Sie werde gottlob öfter befolgt, als man oft sieht. Als Aufforderung zum «Auszug aus den Kathedralen» oder zur Beseitigung des Schönen aus der Kirche will er sie jedenfalls nicht verstehen, schon gar nicht möchte er den Ruf zur Armut auf die Liturgie bezogen wissen.

In *Evangelii gaudium* hat Papst Franziskus die Armut vor den Hintergrund einer weit ausgreifenden Kapitalismus-Kritik gestellt. Man wird das Dokument, in dem der sozial- und wirtschaftsethische Teil einen prominenten Platz einnimmt, dennoch nicht als eine umfassende kirchliche Position zur Ökonomie lesen dürfen. Der Papst sagt ausdrücklich, dass er damit nicht die weiterhin gültige katholische Soziallehre überholen oder neu definieren wolle. Die bisweilen drastischen Formulierungen, die im einzelnen viel kritisiert und auch widerlegt wurden, sind wohl eher als prophetisch-pastoraler Aufruf denn als fundierte Analyse zu verstehen.

Es mangelt nicht an Versuchen, dem Papst doch noch so etwas wie eine Marktfreundlichkeit zu unterstellen, für die sich im Text aber keine Bestätigung findet: «Marktkritisch» sei er, nicht «marktfeindlich», heißt es betulich bei deutschen Sozialethikern. Den Satz «diese Wirtschaft tötet» müsse man «im Kontext lesen». Aber ein Satz wie «die Ungleichverteilung der Einkünfte ist die Wurzel des Übels» (202) lässt sich auch bei allen interpretatorischen Verrenkungen nur schwer mit marktwirtschaftlichen Vorstellungen vereinbaren. Realistischer ist Leonardo Boff, einer der Vertreter der lateinamerikanischen Befreiungstheologie, wenn er darauf hinweist, dass der Papst den Kapitalismus nur in seiner «unzivilisiert-skandalösen Variante Lateinamerikas» kenne und von dort sein Urteil über die Marktwirtschaft beziehe. Die soziale Marktwirtschaft europäischer Prägung sei ihm unbekannt.<sup>3</sup>

Die Kirche ist in Gefahr, die Armut zu einer Ideologie und aus der «Option für die Armen» eine «Option für die Armut» zu machen, wie ein scharfzüngiger Kommentator meinte. Die Armut wird dann nicht als ein negativer sozio-ökonomischer Zustand betrachtet, zu dessen Beseitigung man alles tun muss, sondern als eine Art Tugend. Vom «evangeliumsgemäßen Sinn für die Armen und die Armut» spricht *Evangelii gaudium* (201). Der «Arme» – möglichst weit weg – wird zu einer poetisch verklärten Idealfigur. Der Papst trage schwarze

Schuhe, die er sich auf den «Straßen der Armen» abgetreten habe, schwärmen Journalisten in Europa, die offensichtlich noch nie in Argentinien gewesen sind.

In Europa, wo es die vom Papst beschriebenen Zustände nicht gibt, findet das Schreiben vermutlich deshalb so große Zustimmung, weil es die gängige Kapitalismus-Kritik zu bestätigen scheint, wonach «die Reichen reicher und die Armen immer ärmer werden». Das stimmt aber weder in Europa noch im Weltmaßstab. In China sind zwar die Reicheren tatsächlich sehr schnell noch reicher geworden und die Unterschiede größer, zugleich ist aber der Anteil extrem Armer von 60 auf 12 Prozent zurückgegangen. Die Unterschiede zwischen den Staaten haben abgenommen. Rund eine Milliarde Menschen konnte sich aus dem blanken Elend in ein Mittelstandsdasein verbessern.

Eine Bestätigung dafür ist der «Milleniums-Bericht» der UNO. Die Millennium Development Goals der UNO, die für 2015 gegenüber 1990 eine Halbierung der Zahl der Menschen vorsahen, die in extremer Armut (mit weniger als 1,25 Dollar pro Tag) leben, konnten bereits 2010 erreicht werden. Zwei Milliarden Menschen haben Zugang zu reinem Trinkwasser bekommen, die Kindersterblichkeit in den Entwicklungsländern ist erheblich zurückgegangen.

Nicht ins Bild der Kapitalismus-Kritiker passt, dass diese Erfolge fast nur auf China und Südostasien beschränkt bleiben, dort aber durch Handelsliberalisierung und eine unternehmerische, nicht staatlich gelenkte Wirtschaft erreicht wurden. Lateinamerika und Afrika wurden von dieser Entwicklung kaum erreicht. Negativbeispiel ist das Heimatland des Papstes: Argentinien gehörte noch vor einem dreiviertel Jahrhundert zu den reichsten Ländern der Welt, wurde aber von autoritären und nationalistischen Regierungen heruntergewirtschaftet anstatt den großen natürlichen Reichtum des Landes durch Markt und Wettbewerb zum Vorteil seiner Bewohner zu vermehren.

Papst Franziskus blickt aber in seinem Schreiben, das er als einen Aufruf zur Mission versteht, über die Ökonomie hinaus. Er möchte den Armen und der Armut eine geistliche Bedeutung geben. Wenn er vom «Schrei der Armen» spricht und davon, dass «den Armen ein bevorzugter Platz im Volk Gottes» (197) gebühre, hat er offensichtlich marginalisierte Bevölkerungen als kompakte Gruppen im Auge. Die Option für die Armen müsse sich «hauptsächlich in einer außerordentlichen und vorrangigen religiösen Zuwendung zeigen» (200).

#### ANMERKUNGEN:

<sup>1</sup> Hans WINKLER – Egon KAPELLARI, *Was kommt, was bleibt? Gespräche an einer Lebenswende*, Wien 2013, 17f.

<sup>2</sup> Erzbischof Gerhard Ludwig MÜLLER, *Interview mit der Deutschen Welle*, zitiert nach Kathpress-Tagesdienst (22.12.2013).

<sup>3</sup> Leonardo BOFF, *Jornal do Brasil*, Online-Ausgabe, zitiert nach Kathpress-Tagesdienst (13.12.2013).